



HEYNE

LICIA TROISI

NASHIRA

ROMAN

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

»Hallo, Schwesterherz. Wie geht's?«

3

Saiph war so klug, sich sofort zurückzuziehen und die beiden Schwestern allein zu lassen, zusammen mit der alten Priesterin, die Lebitha begleitet hatte. Diese Frau mit strenger Miene folgte Talithas Schwester auf Schritt und Tritt, wie es die Klosterregeln für die Orantinnen vorschrieben. Anfangs, als sie ins Kloster eingetreten war, hatte sich Lebitha nur schwer daran gewöhnen können, so wie an viele andere Pflichten auch, die ihr die Rolle als Priesterin des Luftkristalls auferlegte.

Lebitha sah der jüngeren Schwester sehr ähnlich. Sie hatte die gleichen Augen, die gleiche Gesichtsform und eine gewisse Übereinstimmung im Lächeln und in den Gesten, obwohl die Jahre im Kloster ihre Bewegungen geprägt und sie bedächtiger und anmutiger gemacht hatten. Priesterin zu werden, war nicht ihre eigene Entscheidung gewesen, sondern ebenfalls eine Pflicht, die ihr mit der Geburt auferlegt worden war. Als älteste Tochter des Grafen Megassa war ihr Weg von klein auf vorgezeichnet. Und da sie eine starke Resonanz besaß – also die Fähigkeit, mit dem Kristall in Einklang zu treten –, war dieser Weg noch natürlicher für sie geworden. Talitha allerdings hatte den Morgen, an dem Lebitha zur Priesterin geweiht wurde und für immer aus dem Palast und ihrem Leben schied, als einen der schmerzlichsten Momente ihrer Kindheit in Erinnerung behalten.

Die beiden Schwestern machten einen Spaziergang im Park und genossen die frische Luft im Reich des Frühlings, ein besonderes Vergnügen, wenn man Tag für Tag in der Schwüle des Reichs des Sommers lebte.

Der Park war weitläufig und sehr gepflegt, mit akkurat beschnittenen Hecken, die fast alle Tierformen nachempfunden waren, manche niedrig und kugelig, andere schlank und hoch aufragend, während die Bäume rechteckig gestutzt und unnatürlich ordentlich in geraden Reihen gepflanzt waren. Und überall gab es Wasser. Zahlreiche Kanäle durchzogen die Rasenflächen, manche ahmten in höchster Perfektion natürliche Bäche mit kleinen Wasserfällen und moosbewachsenen Felsen nach, und überall plätscherten Springbrunnen.

»Und ich dachte immer, unser Vater sei besessen davon, mit seinem Reichtum zu protzen ... Und nun schau dir mal an, wie hier Wasser vergeudet wird«, bemerkte Talitha.

Ihre Schwester lächelte müde. »Aber nein, hier kennt man keine Trockenheit«, erklärte sie, »Wasser gibt es hier mehr als genug. Wie ich hörte, ist das heute der erste schöne Tag seit fast zwei Wochen. Es gibt keine Aufzeichnungen darüber, dass es in dieser Gegend jemals so lange und so heftig geregnet hätte wie in diesen vergangenen Jahren. Du hast doch sicher die Überschwemmungsgebiete gesehen.«

Talitha nickte ernst. »Ja. Aber auf der Reise ist mir noch mehr aufgefallen. All die vielen Leute, die sich bettelnd und hungernd die Straßen entlangschleppen! Ich hätte nie gedacht, dass es außerhalb von Messe solch eine Not, solch ein Elend geben könnte. Und unser Vater tut nichts, um diesen Ärmsten der Armen zu helfen. Ganz im Gegenteil.«

Lebithas Miene verfinsterte sich. »Ich weiß. Bevor ich ins Kloster kam, habe ich auch nicht gewusst, dass die Lage so ernst ist, und ...«

Ein Hustenanfall unterbrach den Satz.

Talitha trat noch näher an Lebitha heran und streichelte ihr beruhigend über den Rücken. Die Schwester kam ihr noch viel erschöpfter vor als bei ihrer letzten Begegnung vor drei Monaten. Obwohl sie nicht weit von ihr entfernt lebte – gerade mal achthundert Ellen in der Höhe, im Kloster von Messe in der Astgabel des dortigen Talareths –, sahen sie sich immer seltener. Bis zu Lebithas Auszug waren sie beide trotz der sechs Jahre Altersunterschied immer füreinander da gewesen. Wenn Talitha nachts Angst gehabt hatte, war sie zu Lebitha ins Bett gekrochen, und dann hatte die Ältere sie in den Arm genommen und sie so lange gewiegt, bis der Albtraum vergessen war.

»Geht es dir gut im Kloster?«, fragte Talitha sie.

Lebitha zuckte mit den Achseln. »Ja, es ist eben das Leben, wie ich es nun gewohnt bin. Die Kleine Mutter wird langsam alt, und von allen Seiten hört man, dass ich bald an ihre Stelle treten soll.«

»Und unser Vater bekommt genau das, worauf er die ganze Zeit aus war«, murmelte Talitha.

»Nein, da irrst du dich. Der Weg zum Thron im Reich des Sommers ist noch weit: Bevor unsere Mutter den Thron besteigen kann, muss die Königin erst einmal sterben. Und dann wäre meine Stimme auch nur eine von zehn, die entscheiden. Auch die Wahl der anderen Kloostervorsteherinnen müsste auf sie fallen.«

»Wart's nur ab: Unserem Vater wird es schon gelingen, sie auf seine Seite zu ziehen. Das ist doch sein großes Ziel, an dem er schon so lange arbeitet. Auch das Festmahl heute Abend, diese ganze Reise, selbst deine Anwesenheit dienen nur diesem einen Zweck. Er führt uns vor und lenkt uns wie Spielfiguren. Ich hoffe nur, wenn er es geschafft und an der Seite unserer Mutter den Thron bestiegen hat, dass er dann endlich aufhört, uns so zu quälen.«

Lebithas Gesichtsfarbe schien noch blasser zu werden. Talitha fielen ihre eingefallenen Wangen auf, ihr Haar, das nicht mehr so dicht wie früher war. Und sie hielt es für besser, dieses unselige Thema fallen zu lassen. »Sag mal, kannst du eigentlich oft den Himmel sehen?«, fragte sie stattdessen.

»Ja, ab und zu schon. Aber du weißt ja, in seiner Gesamtheit darf ihn nur die Kleine Mutter schauen.«

»Und ist es so fürchterlich, wie man sich erzählt?«

Lebitha schwieg einige Augenblicke. »Ja, es ist ein ungeheurer Anblick. Miraval ist ein einziger herrlicher Feuerball, doch ihn anzusehen, tut den Augen so weh, dass man den Blick nicht direkt auf ihn richten kann, und Cetus neben ihm strahlt in einem so grellen Licht, dass es nicht zu ertragen ist.«

Schon als kleines Mädchen hatte Talitha gelernt: Miraval ist das Abbild der Göttin Mira, der Mutter aller Götter, die es an den Himmel gesetzt hat, um die zerstörerischen Kräfte des niederträchtigen Cetus im Zaum zu halten. So verkörpern die beiden Himmelsgestirne die zwei gegensätzlichen Wesenheiten, Gut und Böse. Cetus bedroht die konstruktive Natur Miravals, die mit ihrer reinen vitalen Kraft antwortet. Die beiden Sonnen, die

nebeneinander am gleichen Himmel stehen, verfügen über gleich starke, aber einander entgegengesetzte Kräfte, die sich daher, schon seit den Urzeiten, als Nashira entstand, in perfektem Gleichgewicht halten.

»Aber dich zwingt doch niemand, in den Himmel zu blicken?«, fragte Talitha besorgt.

»Nein ... aber es ist eben so, dass die größten Luftkristalle, die also, die die meiste Atemluft für uns speichern, ganz oben im Talareth gehütet werden, wo die Zweige und das Blattwerk besonders licht sind. Da bleibt dir nichts anderes übrig, als in den Himmel zu schauen. Auch die Luft hat dort oben eine andere Beschaffenheit, es ist, als würde der Luftkristall ganz oben in der Krone zu viel davon an sich ziehen.«

»Wirkst du deshalb so mitgenommen?«

»Jetzt hast du mich drei Monate lang nicht gesehen, und schon kritteltst du an meinem Aussehen herum?«, lachte Lebitha. »Pass nur auf, ich bin deine größere Schwester.«

»Nein, du irrst. Du bist mein *ältere* Schwester, das ist etwas anderes.«

Beide lachten fröhlich, und Talitha hakte sich bei der Schwester unter und legte den Kopf auf ihre Schulter.

»Du hast mir so gefehlt ...«

Lebitha streichelte ihr über die Wange. »Du mir auch. Ganz entsetzlich.« Einige Augenblicke standen sie so schweigend da, während jede die Anwesenheit der anderen genoss. Dann fragte Lebitha, wie es Talitha so gehe, und diese erzählte ausführlich von den Fortschritten, die sie als Kadettin bei der Garde machte.

»Und wie geht's Saiph?«

»Er ist immer noch der Alte, du kennst ihn ja: Er wirkt viel braver, als er tatsächlich ist. Mittlerweile besuche ich ihn mindestens einmal die Woche unten bei den Sklaven, und da ist immer was los.«

»Das freut mich, dass es ihm gut geht.«

Die junge Gräfin hatte nie so richtig verstanden, was Saiph mit ihrer Schwester verband. Sie wusste nur, dass dessen Mutter, Anyas, die einige Jahre zuvor gestorben war, Lebithas geliebte Leibdienerin gewesen war, und dass Saiph genau zu dem Zeitpunkt bei ihnen aufgetaucht war, als Lebitha den Palast verlassen hatte und ins Kloster gegangen war. Mehr hatte man ihr nie erzählt. Aber jedenfalls vergaß Lebitha nie, sich nach Saiph zu erkundigen.

Plötzlich tauchte Kolya zwischen den Hecken auf.

»Junge Herrin, junge Herrin«, rief sie atemlos, »ich hab euch überall gesucht. Ihr müsst Euch doch für die Abendgesellschaft fertig machen.«

»Ach nein, das hat doch noch Zeit! Lass uns allein«, antwortete Talitha barsch.

Ihre Schwester jedoch ergriff ihren Arm. »Lass nur. Wir sehen uns doch auch später beim Empfang.«

»Bist du auch dabei?«

»Ja, natürlich. Das gehört doch zu meinen Pflichten.«

»Gut, dann sehen wir uns später.« Mit einem schmatzenden Kuss auf die Backe verabschiedete sie sich von der Schwester und folgte der Sklavin in ihr Zimmer.



Der Saal, in dem das Abendessen gereicht wurde, war so groß, dass man sich auf dem Weg von einer zur anderen Wand hätte verirren können. Er wurde von Aberdutzenden von Fackeln erhellt. Die lange Tafel war mit einem blütenweißen Leinentischtuch und rund dreißig reich verzierten Tellern gedeckt. Am anderen Ende hatten die Sklaven bereits Aufstellung genommen, darunter, wie es das Protokoll vorsah, die Leibdiener der Gäste, also auch Saiph. Talitha hätte ihn zu gern am Ärmel gepackt, um mit ihm wegzulaufen, doch dieses Essen gehörte zu den Anlässen, bei denen ihr nichts anderes übrigblieb, als sich den Zwängen des Hofzeremoniells zu unterwerfen. Und außerdem war ja auch noch ihre Schwester da: Vielleicht konnte sie ihr helfen, die Abendgesellschaft irgendwie zu überstehen.

»Ach, Talitha! Dieses Kleid steht dir ja ganz ausgezeichnet«, rief ihre Mutter, während sie ihr entgegentrat und dabei mit ihrem Fächer wedelte. Ihre eigene Aufmachung entsprach natürlich wieder bis ins Kleinste der Etikette. Die junge Gräfin verneigte sich kurz und merkte dabei, dass ihr die Luft wegblieb. Auf Befehl ihres Vaters hatte Kolya ihr zu diesem Anlass ein besonders aufwändig geschneidertes Kleid anlegen müssen: aus hellem glänzendem Stoff, mit nicht weniger als drei Unterröcken sowie einem mit kunstvollen Spitzen und Edelsteinen besetztes Mieder. Vor allem aber quälte Talitha das Korsett darunter, das Kolya ihr zu fest geschnürt hatte. »Das muss so sein, junge Herrin. Sonst bekommen wir das Kleid nicht zu«, hatte die Dienerin auf ihre Beschwerden hin erwidert.

»Danke, Mutter, auch Ihr seht heute Abend wunderschön aus«, flötete sie, als sie wieder Luft bekam.

Nach und nach trafen die Gäste ein. Honoratioren der Stadt, die Grafen von Arbea und Laja, zwei Städte im Süden des Reiches, der Oberst der städtischen Garde. Stimmengewirr erfüllte den Saal. Talitha hielt sich etwas abseits, verneigte sich, wenn ihre Mutter sie jemandem vorstellte, bedachte hier und dort jemanden mit einem Lächeln, hatte sich aber vorgenommen, sich auf keine Unterhaltung einzulassen. Sie ertrug solche todlangweiligen Abende nicht, solche Versammlungen verstaubter Herrschaften, die nichts anderes im Sinn hatten, als ihren Vater zu umschmeicheln.

Als Lebitha eintraf, bewegte sie sich sofort auf sie zu, hielt aber kurz inne, als sie die alte Priesterin wahrnahm, die so nah bei ihrer Schwester lief, als müsste sie sie eskortieren. Ihrem wachsamen Blick schien nicht die kleinste Kleinigkeit zu entgehen.

»Hast du dich etwas ausgeruht?«, fragte sie Lebitha, ohne den Blick von der Leibwächterin abzuwenden.

»Ja, ein wenig, es geht mir etwas besser.«

Talitha hatte nicht den Mut, sie noch mehr zu fragen. Der bohrende Blick der alten Priesterin war ihr unangenehm. Alles, was um ihren Schützling herum geschah, musterte sie misstrauisch, als könne es sich nur um eine Bedrohung handeln.

Als einer der Letzten traf Graf Megassa ein. Auffallend schlicht gekleidet, unterstrichen seine Gewänder dennoch durch Machart, Schnitt und nicht zuletzt die Qualität der Stoffe